



Ordensleben

Heribert Arens ofm, Hannover:

„Wer die Erde nicht berührt, kann den Himmel nicht erreichen“

– zu einer geerdeten Spiritualität des Ordenslebens in Europa an der Schwelle des 3. Jahrtausends

Vortrag bei der Mitgliederversammlung der VOD am 16. Juni in Freising (gekürzte und leicht veränderte Fassung des Vortrags vom 8. Dezember 1999 bei der UCESM in Dubrovnik)

Vorüberlegung: Geerdete Spiritualität

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.' Ist Europa nur vom Brot fasziniert? Ist das europäische Ziel festgemacht in Euro? Folgen wir einer monetarisierten Säkularisation, oder bleibt etwas von einer spirituellen Kreativität? Das ist eine Frage, die Sie (Ordenschristen) – Sie ganz besonders und wir Christen zusammen – gestellt bekommen.“ So fragte der damalige deutsche Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung Norbert Blüm beim 100jährigen Bestehen der VDO.

Weiter sagte er: „Die Welt wird – für viele noch nicht spürbar – von einer Grundwelle religiöser Sehnsüchte erfasst. Vielleicht sind diese Sehnsüchte auch die Suche nach Antworten, die das westliche Zivilisationsprojekt – immer weiter, immer höher, immer schneller – nicht beantworten konnte. ... Fundamentalismus, Esoterik bis hin zu handfesten Geschäftemachern, die diese neue Nachfrage mit ihren Angeboten erfüllen, das sind Vorzeichen, das ist eine neue Chance für eine Spiritualität, die nicht am Euro festmacht.“ (Ordenskorrespondenz 4, 1998, 394)

Was meint Spiritualität? Hat sie nichts mit Materiellem, Gesellschaftlichem, hat sie nichts mit dem Euro zu tun? Die Anfrage des Ministers sucht die Verbindung. Doch gibt es genügend Deutungen von Spiritualität, die sie lieber von der Wirklichkeit trennen, sie als eschatologische Lebenshaltung der Wirk-

lichkeit gegenüberstellen. Spiritualisierung würde ich das nennen.

Das Lexikon für Spiritualität (Freiburg, Basel, Wien 1988, 1170 ff) führt aus, dass der junge Terminus „Spiritualität“ bisher nicht klar beschrieben ist. Es nennt u. a. folgende Definitionsversuche: „Sich der Tiefe öffnen“ (G. Stachel), Leben aus dem Geist (K. Rahner), „Integration des gesamten Lebens in eine vom Glauben getragene und reflektierte Lebensform“ (Institut der Orden), „Existenz des Christen, sofern sie sich vom Geist Gottes empfängt und von daher in die Vielfalt des Lebens entfaltet“ (A. Rotzetter) Gemeinsam ist diesen Umschreibungen die Einbeziehung einer anderen – höheren, tieferen – Wirklichkeit in unsere Welt, die Antwort gibt auf Sinnfragen, die in materiellen Angeboten kaum Antwort finden. Sie versuchen aber auch, diese Wirklichkeit in die alltägliche Lebensgestaltung zu integrieren – auf der persönlichen, der gesellschaftlichen und der politischen Ebene. Das meine ich, wenn ich von geerdeter Spiritualität rede. „Wer die Erde nicht berührt, kann den Himmel nicht erreichen“. (vgl. Elisabeth Moltmann-Wendel, Zürich 1997).

1. Jubiläumsjahr

Ich möchte den Blick auf den Grund des Jubiläums lenken, auf die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth vor 2000 Jahren.

1. Zwischen „descendit“ und „ascendit“

„Für uns Menschen und zu unserem Heil ist er vom Himmel herabgestiegen“ – so das Credo. Im lateinischen Text steht das Wort „descendit“; dann folgt: „et incarnatus est.“ Das Jubiläum bezieht sich auf dieses „descendit“, auf das „incarnatus est“. Diese Bewegung Gottes hat nichts zu tun mit „Königtum von dieser Welt“, mit „Hochwürden“, mit Ehrenplätzen. Die Richtung des „descendit“ ist eine Bewegung nach unten („kenosis“) – auch gesellschaftlich: zu den Hirten,

zu den Armen, zu den Dirnen, Zöllnern und Sündern; sie ist ein Weg in die Erniedrigung, in Gefangennahme, Geißelung und Verspottung, ein Weg zwischen zwei Verbrecher am Kreuz – nicht um der Erniedrigung willen, sondern „für uns Menschen und zu unserem Heil“. Weil er arm wurde, wurde er einer von uns. Der Mensch „ganz unten“ findet ihn an seiner Seite.

Doch es gibt auf dem Weg Jesu eine zweite Bewegung, die das Credo im Wort „ascendit“ bündelt. Er ist aufgestiegen zum Himmel. Im Umfeld dieses „ascendit“ finden sich Worte wie: Erhöhung, zur Rechten Gottes, Herrlichkeit, Glorie, Triumph. Es ist eine Bewegung weg von dieser Welt, weg von den Menschen. Diese Erhöhung Christi ist verbunden mit der Zusage des hl. Geistes, der wiederum „herabgesandt“ wird. So steht auch am Beginn der Kirche wieder dieses „herab“. Die Erhöhung ist für die Kirche eschatologisch, Zukunftsverheißung, nicht Gegenwarts-geschenk.

In der Geschichte der Kirche, sind die ersten drei Jahrhunderte von einer „descendit-Spiritualität“ geprägt. Nicht zuletzt zeigt sich das in der Vielzahl von Märtyrern.

Mit der konstantinischen Wende zu Beginn des 4. Jahrhunderts, mit der allmählichen Ehe von Kaisertum und Kirche, bahnt sich eine Wandlung an. Die Kirche fühlt sich in der Nachfolge des erhöhten Christus wohler als in der Nachfolge des inkarnierten Jesus. Sie zieht es vor, ihren Amtsträgern Anteil an der Herrlichkeit zu geben. Das läutet eine Entwicklung kirchlicher Distanz zum Menschen ein und prägt bis heute ihr Erscheinungsbild: Titel wie „Hochwürden“, „Exzellenz“, „Eminenz“, „seine Heiligkeit“ zeugen vom Anteil des Amtes an der Erhöhung Christi. Selbst Diakone, die doch am ehesten die Inkarnation verkörpern müssten, fühlen sich in liturgischen Gewändern auf dem erhöhten Suppedaneum am wohlsten. Der Kirchbau ist von dieser Erhöhungstheologie geprägt und stellt den Klerus selbstverständlich

im Hochchor auf die Seite des Erhöhten. In den meisten unserer europäischen Gesellschaften ist der Amtsträger der Kirche immer noch – oder wieder – in einem gesellschaftlichen „plus“, weil er zum „gehobenen“ Stand gehört.

An dieser Entwicklung hat das Ordensleben Anteil. Auch wenn wir in unterschiedlich säkularisierten Ländern leben, der Eintritt in einen Orden, in eine Kongregation bringt nach wie vor bzw. wieder eine gesellschaftlich privilegierte Stellung mit sich – die dem „descendit“ diametral entgegengesetzt ist.

2. Bekehrung zu einer „Inkarnationskirche“

Wenn das Jubiläumsjahr 2000 „Jobeljahr“ im biblischen Sinn ist, begehen wir es richtig als Bekehrungsjahr, als Jahr der Umkehr. Die Erbsünde der Kirche ist für mich die Abkehr der Kirche von einer „descendit-Kirche“ zu einer „ascendit-Kirche“. Die Bekehrung, die das Jahr 2000 zu einem „heiligen“, einem „heilenden Jahr“, zu einem „Jahr des Heils“ werden ließe, wäre die Bekehrung einer „ascendit-Kirche“ zu einer „descendit-Kirche“, zu einer Inkarnationskirche, die ihren Auftrag darin sieht, Inkarnation, Gottes Nähe zu den Menschen und zu allen Geschöpfen zu leben.

Ordensgründungen waren nicht selten Bekehrungsbewegungen hin zu einer Inkarnationskirche. So die franziskanische Erneuerungsbewegung im 13. Jahrhundert. Franziskus ist der anschauliche Aussteiger aus einer Ständegesellschaft in seiner Hinwendung zu den Armen. Die vielen Kongregationen des 19. Jahrhunderts reagieren fast alle auf die gesellschaftliche Not ihrer Zeit und stehen an der Seite der Armen – jedenfalls von ihrem Gründungscharisma her. Auch die Erneuerung von Theologie und Pastoral in Lateinamerika als Befreiungstheolo-

gie und –pastoral ist nicht zuletzt auf dem Boden der Inkarnationsspiritualität verschiedener Orden gewachsen.

An der Wende zum dritten Jahrtausend befindet sich die Ehe zwischen Staaten und Kirche in einem Zerrüttungsprozess. Politisch ist Kirche dort noch interessant, wo sie den Staat in seiner sozialen Aufgabenstellung entlastet. Gesellschaftlich ist Relevanz der Kirche nur noch da gegeben, wo sie kompetent sich einschaltet. Diese Kompetenz wird anerkannt, wo sie sich nicht nur als „Gottesexpertin“ erweist, sondern dem Menschen, seinen Sorgen und seinem Glück nah ist. Wo Kirche glaubwürdig vom Menschen spricht, hat sie auch die Chance, glaubwürdig von Gott sprechen zu können. Nur aufgrund von Amt und Weihe zählt ihr Wort nicht mehr. Das Wort muss Fleisch werden! „Wer die Erde nicht berührt, kann den Himmel nicht erreichen.“ Ich sehe in dieser von vielen beklagten Entwicklung eine Chance, dass die Kirche wieder zu ihrem Ursprung findet.

III. Die Orden und ihre Rolle im Umkehrprozess zu einer Inkarnationskirche

Dieser Umkehrprozess ist Aufgabe und Chance der gesamten Kirche, darum auch der Orden – vielleicht besonders der Orden. Die Lebensform der evangelischen Räte lässt sie vom Lebensansatz her in der Nähe dessen sein, der „nicht daran festhielt, wie Gott zu sein, sich selbst erniedrigte und gehorsam wurde, gehorsam bis zum Tod am Kreuz.“ (vgl. Phil. 2) Der Raum, den sie von ihrer Lebensordnung her der kontemplativen Dimension offenhalten, ist geeignet, sowohl die Welt, als auch Gott im Blick zu behalten. Diese Chance und Aufgabe gerade auch der Ordenschristen soll nun bedacht werden.

1. Die kontemplative Dimension des Ordenslebens

Der Anfang solcher Umkehr ist die Kontemplation, wenn unsere Schritte nicht zum Aktionismus von Machern verkümmern sollen. Ein Christ – erst recht ein Ordenschrist – lebt aus der Kontemplation – oder er ist kein Ordens-Christ! Vielleicht liegt die Not vieler Ortskirchen wie auch der Gesamtkirche, vielleicht liegt die Not vieler Ordensgemeinschaften darin, dass ihnen die Kontemplation abhanden gekommen ist (bei der es nicht um Sitzhocker und Meditationsräume geht).

Kontemplation ist eine Haltung, die mit allen Sinnen schaut und wahrnimmt. Sie ist das Gegenteil von dem, was ich „Sehen mit flüchtigem Blick“ nenne. Den gesamten europäischen Raum halte ich für gefährdet: Im Zeitalter totaler Information, in der die Welt ein globales Dorf ist (M. McLuhan), stürmt eine Vielzahl von Informationen auf dich ein. Sie jagen einander in solchem Tempo, dass du flüchtig hierhin, flüchtig dorthin schaust, Eindrücke nicht an dich heran, geschweige denn in dich hineinlässt. So verlernt der moderne Mensch das kontemplative Schauen.

Der flüchtige Blick verweilt nicht, schaut nicht, nimmt bestenfalls den Vordergrund wahr und ist schon wieder weitergeeilt. Er verweilt nicht bei den Bildern der Erdbebenkatastrophe, denn das nächste Bild ist schon da: Schumacher im roten Ferrari. Er verweilt nicht bei den bestialischen Bildern ethnischer Säuberungen, sondern wandert weiter zum Baby der monegassischen Prinzessin Caroline. Er verweilt auch nicht bei den Wundern der Schöpfung, bei der Faszination, die von den Geschöpfen ausgeht.

Der flüchtige Blick wandert mit der Aktualität. Erschrocken habe ich im Herbst bei einem Besuch in Kroatien und Bosnien wahrgenommen, wie ich dieser Versuchung erlegen bin. 1999 hatte ich den zerstörerischen Krieg in der Kraina in Kroatien vergessen – meine Aufmerksamkeit war nach

Bosnien gewandert; dort war der Krieg 1995 zu Ende. Mein Blick war weiter gewandert nach Ruanda, dann nach Tschetschenien, dann zum Kosovo, dann nach Osttimor jetzt wieder nach Tschetschenien. Das muss ja nicht falsch sein – aber ich habe jeweils die früher Betroffenen aus dem Blick verloren, die auch heute noch Opfer sind und meine Solidarität brauchen.

Der flüchtige Blick, der nicht lange genug hinschaut, der das Erblickte nicht zum Anspruch reifen lässt, überlässt den „Herren der Welt“ das Feld, die getrost darauf vertrauen können, wie vergesslich die Menschen sind. Wo es an Kontemplation mangelt, fehlt auch der Kampf für das Leben, für das Heil des Menschen und der Schöpfung – die Politik weiß diesen Mangel wohl zu nutzen.

Kontemplation ist die Kunst, lange genug hinzuschauen, die Augen nicht zu verschließen, nicht „ein Auge zuzudrücken“. Wer genügend lange verweilend schaut – hört, tastet, riecht, der lässt die Dinge an sich heran. Sie beginnen zu sprechen, werden An-Spruch.

Die Berufung eines Franziskus lässt sich nur aus seiner kontemplativen Grundhaltung verstehen. Sein Leben war zur Suchbewegung geworden. Er sucht Gott und stößt auf Widersprüche: auf eine Kirche, die sich mit dem gelebten Evangelium schwertut, auf eine Gesellschaft, die das Vegetieren von Armen vor ihren Türen fraglos akzeptiert. In diesen Zuständen konnte er Gottes Antlitz nicht finden – es sei denn das dornengekrönte Antlitz Jesu.

Weil er suchte, weil er aus dieser Suchbewegung gründlich hinsah und hinhörte, hörte er das Kreuz sprechen: „Franziskus, stelle mein Haus wieder her, du siehst doch, wie es zerfällt.“ Es ist wahrhaftig nichts außergewöhnliches, dass Kreuze sprechen: die Kreuze der Armen, die Kreuze der Rechtlosen, die

Kreuze einer geschundenen und ausgebeuteten Schöpfung, die Kreuze der von Krieg und Völkermord Geplagten. Der flüchtige Blick sieht sie nicht. Wer kontemplativ, verweilend und lange genug hinschaut, sieht die Kreuze. Wer kontemplativ, lange genug hinhört, hört sie, hört ihren Anspruch, hört ihren Ruf und spürt seine Berufung. Die lichtvollen Ereignisse und Wunder der Schöpfung sprechen ebenfalls eine deutliche Sprache. Der kontemplative Mensch erlernt diese Sprache sehend, hörend, tastend, schmeckend, riechend.

Kontemplation ist dem Ordensleben in besonderer Weise eigen. Wenn unsere Lebensform uns Freiräume gewährt, dann nicht, damit wir in einer degenerierten Fernsehkultur verrotten, auch nicht, dass wir in Geschäftigkeit gedankenlos „das Profil unserer Reifen abfahren“, sondern damit wir Menschen der Kontemplation sind – die in allem und überall den Anspruch Gottes suchen.

In solcher Kontemplation kannst du beginnen, wo du willst – mit dem Blick auf Gott oder die Welt. In der Welt liegt eine Dynamik, die nach Gott tastet – und in Gott lebt eine Dynamik, die zur Welt drängt. Schaust du lange genug auf Gott, entdeckst Du, was Augustinus sagt: „Die Sehnsucht Gottes ist der Mensch“. Gott drängt es zu Welt und Mensch: in der Schöpfung, in der Menschwerdung, in der Geistsendung. Schaust du auf Gott – er nimmt dich mit zur Welt. Schaust du verweilend auf Welt und Mensch, auf Ereignisse und Zeichen der Zeit: sie tragen eine Dynamik, die nach Gott tastet: voll Sehnsucht, fragend, zweifelnd, leidend, schreiend oder auch sprachlos. Augustinus: „Du hast uns auf dich hin erschaffen und unruhig ist unser Herz, bis es zur Ruhe kommt in dir.“ In der Kontemplation berührst du Himmel und Erde. Nur kontemplativ wird die Kirche einen guten Weg ins nächste Jahrtausend finden.

Gerade auch die Kontemplation der Welt habe ich als Noviziatsleiter regelmäßig mit den

Brüdern des Noviziats eingeübt. Wir sind – jeder für sich – mit geöffneten Sinnen in die Stadt gegangen: Was sehe ich, was höre ich... – und was spricht mich besonders an. Anschließend haben wir uns zusammengesetzt und haben uns erzählt, was wir gesehen haben, gehört... Dann haben wir gemeinsam gefragt, was von dem Wahrgenommenen uns nachdenklich macht, weiterbohren lässt bis dahin: Was kann eine Botschaft für mich enthalten? Ist es vielleicht Gott, der mich darin anspricht? In ähnlicher Weise kann ich die Zeitung lesen, die Nachrichten hören...

Zusammengefasst: Es geht um eine geerdete Kontemplation, nicht um eine Spiritualisierung, die dafür sorgt, dass Gott nur ja nicht seinen Himmel verlässt, – die auf der anderen Seite mit Sicherheitsabstand zu den Ereignissen schöngestige Reflexionen anstellt, die die Erde nicht berühren und den Himmel nicht erreichen. Wer aber sollen die Spezialisten der Kontemplation sein, wenn nicht Ordensleute, deren Lebensform sich aus den Quellen der Kontemplation speist.

2. Die Sehnsuchts-Dimension des Ordenslebens

Kontemplation braucht den Motor der Sehnsucht. Ohne Sehnsucht keine Kontemplation! Ich erinnere mich an meine alte Mutter, die allein war und sich sehnte, dass ihre Kinder sie besuchten. Wenn ich sie besuchte, saß sie schon lange vor meiner Ankunft am Fenster, schaute auf die Straße, hatte das Fenster ein wenig geöffnet, um das Auto zu hören, sobald ich um die Straßenecke bog. Sehnsucht ließ sie schauen und lauschen. Wenn Ordensleute keine Sehnsucht in sich tragen, werden sie nicht schauen oder lauschen – werden sie nicht kontemplativ sein können.

„Alles beginnt mit der Sehnsucht“, hat die Dichterin Nelly Sachs gesagt. Unsere Ordensgründer und -gründerinnen waren Men-

schen der Sehnsucht, der Sehnsucht nach einem anderen, besseren Leben. Wenn wir auf die Kloster- und Ordensgründungen blicken, so begegnen uns Menschen, die oft mit sich selber und dem, was sie vorfinden, unzufrieden sind. Sie verspüren ein Unbehagen gegenüber der Gesellschaft, meist auch der Kirche. Weil ihre Welterfahrung nicht unabhängig ist von der gesellschaftlichen Situation, finden sie meist auch rasch Gefährten, die den gleichen Weg gehen wollen, so dass sich die Gruppe eine bestimmte Lebensordnung gibt. Diese Menschen wollen wenigstens das eigene Leben nach ihrer Sehnsucht, ihrer Vision gestalten. Indem sie das tun, gestalten sie aber auch an Kirche und Welt mit.”(Zoe-Maria Isenring, ebd.)

Sehnsucht hat eine Qualität, faszinierend und quälend zugleich: sie ist ihrem Wesen nach maßlos. Der Grund: sie kommt aus Gott und Gott ist maßlos – ohne Maß! Ich entdeckte die Gottebenbildlichkeit des Menschen vor allem in seiner Sehnsucht. Etwas vom maßlosen Gott lebt in mir, das erst zur Ruhe kommt, wenn es wieder in Gott mündet. Darum lebe und pflege ich meine Sehnsucht richtig, wenn ich es wage, ihre Maßlosigkeit auszuhalten, die in irdischen Erfüllungen Bausteine der Hoffnung sieht, aber gleichzeitig weiterdrängt, unruhig bleibt, mehr will, anderes will. Sehnsucht gibt es darum nur im Singular. Löse ich Sehnsucht in den Plural „Sehnsüchte“ auf, untergrabe ich die Sehnsucht, nehme ihr die Kraft. Löse ich die maßlose Sehnsucht in kleine Portionen auf, verfallende ich der Illusion, ich selbst oder ein Mitmensch sei in der Lage, meine Sehnsucht zu beantworten. Ich programmiere die Sucht, die immer mehr will, ohne satt zu werden; ich programmiere den Frust, der Antwort will und Betrug erntet. Ich programmiere die Überforderung meiner – liebsten – Freunde, die meine Sehnsucht nicht beantworten können – vielleicht der Grund für das Scheitern so vieler Ehen!

Sehnsüchte (Plural!) und flüchtiger Blick korrespondieren wie auf der anderen Seite Sehnsucht (Singular!) und Kontemplation. Ordensleben hat an der Schwelle des Jahrtausends die wichtige Aufgabe, die Sehnsucht zu pflegen, sie vor den Sehnsüchten zu retten – damit Kontemplation möglich wird, die Gott in der Welt und die Welt in Gott entdeckt, damit hörbar wird, wo und wie Gott spricht, damit geschaut werden kann, wo Gott sich zeigt.

Das ist in unserer Gesellschaft schwer. Wir finden uns in Europa – wenn auch in unterschiedlichen Entwicklungs- (oder Degenerations-)stufen – in einer Konsumgesellschaft, die den Selbstbetrug erleichtert, provoziert und zum gesellschaftlichen Standard erhebt. Das macht auch vor den Häusern der Ordensgemeinschaften und vor den Zimmertüren der Schwestern und Brüder nicht halt. Besonders anfällig dafür sind Ordensschwestern in Ländern, in denen die Nachwuchssituation seit Jahren problematisch ist, in denen ein Großteil der Brüder/Schwester die Lebensmitte überschritten hat, in denen die „accedia“, die Mittagsmüdigkeit, um sich greift, in denen Vision und Prophetie als lästig, als Bedrohung empfunden wird, nicht als Herausforderung, die dem Ordensleben Lust und Flügel schenkt.

Weil in unserer Zeit und Gesellschaft die Sehnsucht in Gefahr ist, ist die Kontemplation in Gefahr; weil die Kontemplation in Gefahr ist, wächst die Gefahr, Zeichen der Zeit nicht zu sehen, geschweige denn zu verstehen, weil die Wahrnehmung der Zeichen der Zeit in Gefahr ist, ist das treffsichere Handeln der Kirche und der Orden in Gefahr – und damit sind Kirche und mit/in ihr viele Orden in der Gefahr, zur „institutionalisierten Belanglosigkeit“ (Rudolf Augstein) zu werden. Kirche und Orden werden zu Mitproduzenten einer säkularisierten Gesellschaft – und fühlen sich gleichzeitig als deren Opfer.

3. Die Evangelischen Räte

Die Lebensform der evangelischen Räte lebt aus der Sehnsucht.

Die Ehelosigkeit ist eine Lebensform der Sehnsucht, die in einer bewussten Lebensentscheidung auf naheliegende Antworten für ihre Sehnsucht verzichtet und die Sehnsucht offen hält auf den hin, in den hinein sie mündet: Gott. Dazu braucht es eine große Aufmerksamkeit für die Stimme der Sehnsucht in mir und eine bewusste Klärung dessen, was ich will und was ich nicht will.

Die Armut als Lebensform gewinnt nur Sinn, wenn die Sehnsucht lebendig ist, die mich loslassen lehrt, was ich nicht unbedingt brauche, weil ich mich ausstrecke nach dem, wonach ich mich sehne. Es ist die Lebensform dessen, der alles verkauft, um den Schatz im Acker bzw. die kostbare Perle zu erwerben (vgl. Mt 13, 44 - 46).

Der Gehorsam ist ohne die Sehnsucht unmöglich. Die Sehnsucht ist es doch, die horchen lehrt, die mich horchen lässt auf das, was Gott von mir will. Die Verkürzung des Ordensgehorsams auf die Dimension „Ich gehorche der Oberin/dem Oberen“ ist der Tod des Gehorsams. Aufgabe der Oberen ist es, die Kraft der Sehnsucht ihrer Schwestern/seiner Brüder zu bündeln, damit sie gemeinsam Gott in dieser Welt erhorchen und erspüren, was Gott heute mit der Welt, mit der Kirche, mit der Ordensgemeinschaft vorhat.

Weiter stehen die evangelischen Räte in einer direkten Beziehung zum „descendit“ und sie sind nur in einer Lebenskultur der Sehnsucht und der Kontemplation zu leben.

Selbstgewählte Armut ist kein Weg nach „oben“ – es sei denn, ich schmücke mich mit ihr. Selbstgewählte Armut rückt in die Nähe derer, deren Schicksal Armut ist. Ordensarmut und Nähe zu den Armen sind Zwillinge – und darum erschrickt es mich oft, wie ungleich diese Zwillinge sind.

Selbstgewählte Armut ist auch in anderem Sinn ein Weg nach „unten“: ein Weg zum Einfachen, ein Weg zu den Wurzeln, ein Weg zum Ursprünglichen. Sie verzichtet auf Statussymbole. Nackt wie Franziskus vor dem Bischof von Assisi steht der Mensch vor Gott. Was er mit ins Leben nimmt ist der von Gott geschenkte Reichtum in ihm selbst. Was ihm seine Würde gibt, ist die von Gott geschenkte Würde. Das ist ein Weg, der die Größe im Kleinen entdeckt.

Selbstgewählter Gehorsam ist ebenfalls ein Weg nach „unten“. Ich steige aus den Reihen derer aus, die durch Macht und Befehlsgewalt Menschen die Angst lehren. Ich steige aus den Reihen derer aus, „die sein wollen wie Gott“ – und darum auf keinen Gott hören. Ich steige aus aus den Reihen derer, die nur gehört werden wollen – ohne selber zu hören. Selbstgewählter Gehorsam hört, ja horcht auf Gott, auf seine Stimme in der Welt, auf seine Stimme in der Schöpfung und ihren Gesetzmäßigkeiten, horcht besonders auf die leisen Töne Gottes bei den unscheinbaren Geschöpfen, bei den Kleinen. Ich erinnere an das, was ich zu Sehnsucht und Kontemplation sagte.

Selbstgewählte Ehelosigkeit ist eine Konkretion der Armut, die wählt, was andere als Verlust erleiden, die darum solidarisch an der Seite dieser Armen ist. Sie wählt, weil sie eine Option trifft im Netz gelebter Liebe. Sie ist eine klare Option für die Gottesliebe – die auch dem verheirateten Christen eigen sein kann – und sie ist eine Option, an der Seite derer zu sein, die durch das Netz der Liebe hindurchfallen, die keine Familie gründen können, die ihre Partner verloren haben durch Tod oder Scheitern, die als Arme keine Lobby haben, die mit gleicher Sorgfalt für sie sorgt, wie jemand für seine Familie sorgt. Die Evangelischen Räte stehen auf dem Boden einer „descendit“-Spiritualität. Sie sind geeignet, ganz nah bei denen zu sein, die „ganz unten“ sind. Sie sind geeignet, der Kirche Glaubwürdigkeit zu geben.

IV. Gesellschaftliche Herausforderungen

Der Umkehrweg der Kirche zu einer „descendit“-Kirche findet nicht in den Wolken, sondern in konkreter Zeit und Gesellschaft statt.

In dem Buch „Wohin gehen wir?“ (München, Wien 1997) entfaltet der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker vier Bereiche als Schicksalsbereiche für das Gelingen oder Misslingen der Zukunft:

Armut und Reichtum – Krieg und Friede – Mensch und Natur – Demokratie und Weltpolitik. Denen möchte ich im folgenden nachgehen.

1. Armut und Reichtum

Wer an Europa denkt, denkt nicht an Armut. Zumindest der frühere Westen gilt als reich. Reichtum wird gesehen als Frucht von Demokratie und Marktwirtschaft mit sozialer Werteordnung. Gleichzeitig machen wir in Europa die Erfahrung, die in Ländern der sogenannten Dritten Welt längst gemacht wird: Wirtschaft, Markt und Wettbewerb haben Werte wie „sozial“, „gerecht“, „ökologisch“ zu „natürlichen Feinden“. Der Markt entwickelt eine Eigendynamik, die über Leichen geht. Die Globalisierung verstärkt diese Tendenz. Die Wirtschaft sucht sich im „Dorf Welt“ die günstigsten Standorte. Die Politik scheint machtlos und erpressbar. Auf der Strecke bleibt der Mensch. Unsere marktwirtschaftlich orientierte Gesellschaft produziert Arme!

Nach der Wende von 1998 ist die vom Kommunismus produzierte Armut hinzugekommen, die jüngsten Kriege auf unserem Kontinent haben das ihre getan. Wenn wir als Europäer Einheit leben wollen, dann kann es den wohlhabenderen Ländern nicht gleichgültig sein, wie es den weniger wohlhabenden geht. Das ist eine Frage menschlicher Solidarität, das ist eine Schicksalsfrage für

eine gemeinsame Zukunft. Dieses Bewusstsein ist noch unterentwickelt.

Es dürfte keine Frage sein, wo in dieser Wirklichkeit der Ort einer „descendit-Kirche“ ist, erst recht der Orden: an der Seite der Armen. Wir haben wenig Einfluss, ihre Situation zu verändern. Aber sie sollten uns an ihrer Seite finden. Mehr und mehr geistliche Gemeinschaften siedeln kleine Kommunitäten in der Nähe von Armen an – wohnen in den Siedlungen der Obdachlosen, teilen Containerwohnungen mit den Erdbebengeschädigten. Sie machen die Schwelle zwischen Kirche und Armen niedrig, leben Haustür an Haustür mit ihnen – einfach als Nachbarn. Es ist das Lebensmodell der Inkarnation: Gott als Nachbar.

Weiter müssten die Armen in uns Anwälte ihrer Anliegen finden. Neben dem „mit den Armen“ gibt es das „für die Armen“. Hier liegt eine große Stärke nicht zuletzt der Kongregationen vom Ende des vergangenen Jahrhunderts, die als Reaktion auf soziale Nöte entstanden sind. Angesichts einer Gesellschaft, in der die Armut wächst, ist Diakonie die glaubwürdigste Verkündigung.

Die kontemplative Grundhaltung des Ordenslebens in der Lebensform selbstgewählter Armut, hat die Chance, solche Armut wahrzunehmen. Wer Armut nicht wahrnimmt, kann auch nicht an ihrer Seite sein. Diese Wahrnehmung wird helfen, die Gesichter der Armut zu sehen. Neben materieller Armut gibt es die Armut von Menschen, die ins Abseits geraten sind: durch Schuld, durch das Scheitern, durch Krankheit, erst recht, wenn sie gesellschaftlich geächtet ist wie AIDS, gibt es die Armut der Sinnentleerung des Lebens. An der Seite der Armen ist der Ort der „descendit-Kirche“. Da Armut den Menschen an den Rand der Gesellschaft drängt, gehört die Kirche, gehören die in selbstgewählter Armut lebenden Orden, nicht nur, aber auch an den Rand; die Kirche, die Orden als „Randerscheinung“. Gleichzeitig ist es Herausforderung, weltweit

das Phänomen Armut mit seiner internationalen Verflechtung im Blick zu haben. Gerade auch die Internationalität der Kirche wie der Orden ist hier ihre Kompetenz. Der Reichtum der ersten Welt, der auch auf Kosten der Dritten Welt gewachsen und Mitursache der Verschuldung vieler Länder auf anderen Kontinenten ist, ist in seiner Ursächlichkeit für die Armut zu entlarven und in die Verantwortung zu ziehen – nicht zuletzt im „Erlassjahr 2000“.

2. Krieg und Frieden in Europa

50 Jahre Abwesenheit von Krieg im westlichen Europa abgesehen von Nordirland: das ist eine Frucht engagierter europäischer Zusammenarbeit. Es scheint, dass man aus der Sinnlosigkeit zweier Weltkriege gelernt hat. Ein Aufbau in allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens war möglich: Städtebau, Kultur, Aufbau von Eigentum, Entwicklung von Industrie und Technik, Gesundheitswesen. Völker sind sich nähergerückt, Völkerefreundschaften entstanden, wo vorher Feindschaft war, Grenzen wurden überflüssig. Europa erlebt viele Friedensentwicklungen.

Um so bedrückender erlebe ich es, dass das letzte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts auch in Europa von Krieg geprägt ist. Zwei menschenverachtende Kriege liegen hinter uns. Warum lernt der Mensch nicht? Wie ist es möglich, dass im letzten Jahrzehnt völkervernichtende Kriege mit kaum vorstellbarer Brutalität auf dem Balkan tobten? Wie ist es möglich, dass die Nato im Kosovo keinen anderen Weg findet, als Krieg zu führen? Wie ist es möglich, dass in fast allen europäischen Ländern nationalistische Tendenzen wachsen, die mit Ausländerfeindlichkeit gekoppelt sind? Warum erleben so viele trotz aller positiven Erfahrung des Multikulturellen und Multinationalen den Ausländer im eigenen Land als Bedrohung statt als Bereicherung?

Kirche ist die Gemeinschaft, von Christus „für Gott erworben aus allen Sprachen,

Stämmen und Völkern“ (Offb 5,9). Es gehört zum Wesen der Kirche, dass sie multinational, darum auch multikulturell und vielgestaltig ist. Kirche ist Einheit in der Vielfalt. Ebenso sind die Orden in der Kirche überwiegend international. Der in Kirche und Orden erfahrene Wertereichtum des Vielgestaltigen macht sie zu kompetenten Anwälten des Friedens, des Miteinanders von Andersartigem. Ihre guten Erfahrungen sind eine Quelle des Mutes und der Kraft gegen die Angst vor dem Fremden.

Auch hier ist es notwendig, eine „descendit-Spiritualität“ zu leben, an der Basis, bei den Menschen zu sein. Von dort baut sich Frieden auf, dort lebt man zusammen, dort überwindet man Vorurteile.

3. Mensch und Natur

Ein Bereich, der besonders stark unter dem Mangel an Kontemplation leidet, ist der Umgang des Menschen mit der Natur. Wer merkt denn schon, wenn in Lateinamerika der tropische Regenwald abgeholzt wird? Wer merkt denn schon, wenn vor einer europäischen Küste ein Ölfrachter strandet, der Meer und Strand verpestet – heute viele Fernsehbilder, morgen nur noch wenige – übermorgen ist alles vergessen! Das bedrängt mich doch hier nicht! Ich gehe unter die Dusche. Woher kommt das Wasser? Aus dem Wasserhahn! Ich knipse am Schalter Licht an. Woher kommt der Strom? Aus der Leitung. Wer sieht die alltäglichen Vollzüge noch in Bezug zu den Energiequellen in der Schöpfung? Müll – Hauptsache, ich habe ihn aus meinem Haus! Das sind Mentalitätsfragen im Kleinen, aber ebenso im Großen.

Eine „descendit-Spiritualität“, die kontemplativ auf die Schöpfung schaut und darin Gottes Bild sieht, nimmt wahr, wie brutal der Mensch mit der Schöpfung umgeht, sie ausraubt und der Nachwelt eine Wüste hinterlässt. Sie erkennt auch, wie stark das Konsumverhalten diese Entwicklung steuert. Es haben sich in Europa Konsum-Standards

entwickelt, die selbstverständlich geworden sind – obwohl sie nur auf Kosten der Menschen anderer Kontinente und auf Kosten der Schöpfung möglich sind.

Hier sehe ich eine Herausforderung an die Orden in Europa. Passen wir uns dieser Welt und ihren Gepflogenheiten gedankenlos an, prägt Konsum auch unser Verhalten. Der Anfang einer Konsumrevolution ist die Kontemplation – die genau hinschaut, was ich tue und was ich damit anrichte. Meine Lebensform „Armut“ lehrt mich, dass weniger mehr ist. Armut lehrt mich, dass der Genuss nicht in der Orgie liegt, dass vielmehr Genießer mit dem kleinen Löffel essen. Im Kampf gegen die Armut kann es nicht nur darum gehen, die Armen reicher zu machen, sondern darum, eine Lebenskultur aufzubauen, die nicht mehr will, als sie braucht. Auch das ist eine Form von Gehorsam, in mich selbst hineinhorchen: Was brauche ich wirklich? Die Armen sollten unsere Lehrmeister sein, nicht die Reichen!

4. Demokratie – Pluralismus – (Un-)Fähigkeit zum Wertekonsens

Einer der höchsten Werte unserer freien Welt ist die Demokratie. Sie geht aus von der Freiheit und Verantwortungsfähigkeit des mündigen Bürgers. Diese Bürger werden nicht primär regiert, sie prägen die Regierung durch Wahlen, zum Teil durch Volksabstimmungen mit. Um die Gunst der Wähler werben Parteien mit ihren Wahlprogrammen, in denen sie die Werte, für die sie sich als Regierende stark machen wollen, vorstellen. Damit Demokratie möglich ist, braucht es über alle Parteien hinweg in grundlegenden Fragen einen Wertekonsens, festgeschrieben im Grundgesetz. Dazu gehört etwa die Frage der Menschenrechte. Aber auch diese Grundsätze bedürfen der Interpretation. Die kann bei gleichem Inhalt sehr unterschiedlich sein. Vergleichen Sie nur, wie unterschiedlich bis 1989 beide deutsche Staaten das Wort „Demokratie“ interpretierten.

So ist – trotz Wertekonsens – die Demokratie immer Ort einer pluralen, pluralistischen Gesellschaft. Das bedeutet z.B., dass Demokratie die Religionsfreiheit schützt, nicht aber die christliche oder gar katholische Religion privilegiert. Auch wenn das Haus Europa auf einem christlichen Fundament gebaut ist, wenn Tradition und Kultur vor Christentum nur so strotzen, es gibt neben der christlichen Werteordnung in unserer Demokratie auch andere Wertesysteme: atheistische, islamische, humanistische, liberale, kommerzielle... Das bringt Unsicherheit für viele Menschen, weil die gleichen Grundwerte unterschiedlich interpretiert werden. Dieses Problem besteht innerhalb eines Staates, es besteht innerhalb Europas, es besteht weltweit. Menschenrechte: Ja! – aber sie werden in der westlichen Welt anders interpretiert als z.B. in China. Gewaltverzicht: Ja! – aber wie geht ein Staat damit um, wenn er andere vor Gewalt schützen muss. Pressefreiheit: Ja! – aber wie frei darf sie sein, wenn es um den Schutz der Persönlichkeit geht? Asylrecht: Ja – aber was geschieht, wenn eine (zu) große Zahl von Asylanten Angst auslöst?

Einer aufgeklärten Gesellschaft kann nur die Demokratie entsprechen. Die aber bringt die gesamte Problematik des Wertekonsens mit sich – und da geht es oft nicht demokratisch zu, sondern pragmatisch: da bestimmen wirtschaftliche Werte den Wert von Wald und Holz...

Die Kirche muss in einer solchen Gesellschaft Abschied davon nehmen, Monopolistin in Wertefragen zu sein. „Vom christlichen Europa zum Europa der Christinnen und Christen“ – so skizziert Gérard Defois, Erzbischof von Lille, die Entwicklung. An die Stelle des selbstverständlichen Einflusses des Christentums rücken Christinnen und Christen, die sich entschieden haben, die auf demokratischem Weg ihre Überzeugungen und Werteordnungen ins Spiel bringen (Schreier/Steins: Auf neue Art Kirche sein, Festschrift für Bischof Dr. Josef Homeyer, Mün-



chen/Hildesheim 1999,427ff – zitiert als „Homeyer“).

Hier liegt eine große Herausforderung zu Beginn des 3. Jahrtausends: dass Christen als Teil einer pluralen demokratischen Gesellschaft, dass Ortskirchen als Teil einer pluralen Demokratie versuchen, ihre Werte zur Gestaltung der Gesellschaft einzubringen und unter den bestehenden Bedingungen bestmöglich zu verwirklichen.

5. Säkularisierung

Über diese vier Bereiche hinaus sehe ich gerade auch für Kirche und Orden eine zusätzliche Herausforderung: Wir leben in Europa in einer säkularisierten Welt. Gemeint ist ein vielschichtiges Phänomen. Die Integration von Welt und Gott löst sich auf, die Dimension des Glaubens – und damit Gott – wird losgelöst von den alltäglichen Vollzügen in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik. Sie wird privatisiert und dem gesellschaftlichen Gespräch entzogen. Der Mensch wird im Diesseitshorizont autonom, braucht Gott nicht, will Gott nicht – zumindest nicht die Kirche. Eine säkularisierte Gesellschaft hat Gott nicht (mehr) im Blick. Der damit verbundene Sinnverlust taucht oft erst in Krisensituationen auf und sucht dann bei anderen, nicht bei den christlichen Kirchen Antwort. Die Säkularisierung hat in Europa unterschiedliche Ursachen und ist in einzelnen Ländern in unterschiedlichen Phasen. Wenn es in Ostdeutschland ca. 10 Millionen Ungetaufte gibt, hat das eine einschneidende Ursache in der vierzigjährigen Geschichte eines atheistischen Kommunismus, ebenso in anderen ehemaligen Ostblockländern. Anders in westlichen Ländern. Hier gibt es eine schleichende Säkularisierung, ausgelöst durch die Aufklärung, durch Reichtum, der die Sehnsucht erstickt, durch eine rasante Entwicklung von Wissen und Technologie, die menschliche Allmachtsphantasien nährt – nicht zuletzt durch eine Befreiungsbewegung, in der sich der aufgeklärte Mensch aus

der Umklammerung und Bevormundung einer Kirche befreit, in der manichäische, Weltverachtende Tendenzen auch heute noch existieren. Da ist Säkularisierung ein positiver, Welt-bejahender Prozess. Säkularisierung ist ein Phänomen mit verschiedenen Ursachen, die aber eine ähnliche Wirkung haben: Gott wird aus der Welt verbannt, die Kirche verliert an Einfluss.

Als Ordensgemeinschaften sind wir eingeladen, uns dieser Wirklichkeit zu stellen, den Dialog mit der säkularisierten Welt zu suchen und nicht „Inseln der Seligen“ zu pflegen. Es ist eine besondere Herausforderung an unsere Kontemplation, auch in dieser Welt den anwesenden Gott zu erspüren.

V. Innerkirchliche Herausforderungen

Wer die Welt gestalten, ja verändern will, der wird sich selbst verändern. Kirche, die sich den Lebenswirklichkeiten ihrer Umwelt stellt, geht aus dieser Begegnung verändert hervor. Wer sein Fell nicht zu dick macht, wer die Ereignisse an sich heran-, in sich hereinlässt, wird verwandelt. Begegnung mit der Welt, nicht Abgrenzung von der Welt ist darum der Anfang der Umkehr. Die Erneuerung zu einer Inkarnationskirche hin hat dann aber auch innerkirchliche Konsequenzen.

1. Vielgestaltigkeit

Wenn wir von Europa reden, haben wir von Vielgestaltigkeit zu reden. Diese Vielgestaltigkeit fordert es, dass sich Kirche auf unserem Kontinent vielgestaltig inkulturiert. Kirche in Italien muss nicht identisch sein mit Kirche in Deutschland, Kirche in Rumänien oder Polen nicht identisch mit Kirche in Frankreich oder Irland. Vielgestaltige europäische Kirche sind wir, Ortskirchen innerhalb der europäischen Kirche – und darum werden auch die Herausforderungen an die Inkulturation der Ordensgemeinschaften



in diesen europäischen Ortskirchen vielgestaltig sein.

Mit dieser Vielgestaltigkeit tut sich die Kirche schwer – obwohl alles, was aus der Tradition unserer Kirche kommt, vielgestaltig ist, angefangen von den vier Evangelien, die Ereignisse aus dem Leben Jesu mit zum Teil gegensätzlichen Deutungen interpretieren – und das hat keinem Angst gemacht. Paulus ringt beim Apostelkonzil mit Petrus um die Inkulturation des Glaubens in den griechischen (heidnischen) Kulturraum. Es siegt nicht die Einheitlichkeit, sondern die Vielgestaltigkeit. Sie ist die Quelle der Einheit. Um diese Vielgestaltigkeit aus Ausdrucksformen des einen Glaubens wahrzunehmen, braucht es allerdings wieder die Kontemplation, die lange genug hinschaut, um in den vielfältigen Gestalten den einen Gott zu erkennen. Vielgestaltigkeit zulassen und fördern – das ist eine Frucht geerdeter Spiritualität, denn wenn ich meinen Fuß wirklich auf die Erde setze, dann ist kein Fleckchen Erde wie das andere, kein Volk wie das andere, kein Mensch wie der andere. Das hat seinen tiefsten Grund darin, dass Gott selbst vielfältig ist.

2. Sensibilität für den innerkirchlichen Rand

Die Entwicklung der Kirche in der Welt von heute, die verbreitete Unfähigkeit innerhalb der Kirche, Fragen und Suchbewegungen zuzulassen, die Unfähigkeit der Kirche Gescheiterte zu integrieren in einer Welt des Scheiterns, bringt es mit sich, dass innerhalb der Kirche viele an den Rand geraten. Wir nennen sie in Deutschland „Fernstehende“ – wobei die Frage offen ist: Wer steht wem fern – Die „Fernstehenden“ der Kirche, oder die Kirche den „Fernstehenden“.

Ich ahne, dass hier in der Kirche besonders auch die Orden gefragt sind. Ihre Kontemplation hat die Chance, Fernstehende als Suchende zu entdecken, ihre Lebensform der evangelischen Räte lässt sie eine klare Opti-

on für Menschen am Rand auch innerhalb der Kirche treffen. Herabsteigen an den Rand, ist die Einladung.

3. Ökumene

Das Reformationsfest 1999 war schon ein besonderes Fest. In Augsburg unterschrieben Kardinal Cassidy für die Katholische Kirche und Landesbischof Krause/Braunschweig für den Lutherischen Weltbund das von beiden Kirchen erarbeitete Dokument zur Rechtfertigungslehre. Damit ist die Kernauseinandersetzung der Reformation überwunden. Es ist Zeit, dass die christlichen Kirchen wieder zueinander finden. Es geht nicht um eine Vereinheitlichung. Was in 500 Jahren getrennt gewachsen ist, hat eigene Traditionen gebildet. Sie müssen nicht um der Einheit willen nivelliert werden, sondern sie stellen einen Reichtum dar.

Angesichts der fundamentalen Gottes- und Sinnfrage unserer Zeit, angesichts von suchenden Menschen, die in einer sinnentleerten säkularisierten Welt nach Sinn, nach Gott tasten, ist die Chance groß, ihnen Gott zu vermitteln. Dagegen ist die Chance minimal, ihnen einen evangelischen oder katholischen Gott zur Auswahl zu bieten. Wir dürfen als Kirchen nicht länger getrennt tun, die wir gemeinsam besser tun können. Dabei gilt es nicht zu vergessen: Das Heilswerk Jesu, das alle christlichen Kirchen vermitteln möchten, hat nicht die Kirche oder verschiedene Kirchen zum Ziel, sondern die Kirchen haben das Ziel dieses Heilswerk zu vermitteln: „Für uns Menschen und zu unserem Heil ist er vom Himmel herabgestiegen.“

4. Eine positive Beziehung zur Welt

Nicht wenige haben den Kontakt zur Kirche und oft durch sie auch zum Glauben verloren, weil die Kirche in ihren Amtsträgern eine Welt verkörpert, die immer weniger mit unserer Lebenswirklichkeit zu tun hat. Das gilt insbesondere für die Gestaltung des

menschlichen Lebens, der menschlichen Sexualität. Fragen dieser Art bespricht kaum noch jemand mit der Kirche. Mancher klagt: Würde sich die Kirche doch mit der gleichen Vehemenz, mit der sie Sexualnormen von gestern den Menschen verordnet, die Erfüllung anderer Gebote einfordern: Gewaltfreiheit, Gerechtigkeit, Frieden. Auch wenn Kirche alle Mittel neuer Technik nutzt, im tiefsten steckt in vielen Christen der Verdacht, dass Kirche hinter allem den Teufel wittert.

Eine zentrale Botschaft unseres Glaubens ist, dass alles Geschaffene aus Gott kommt, dass darum die Fortschritte der Wissenschaft nicht den Glauben an Gott in Frage stellen müssen, sondern eine Einladung sind, neu über Gott nachzudenken.

Nach meiner Einschätzung ist eins der gravierendsten Defizite jedenfalls in der deutschen Kirche, dass nicht wenige Amtsträger den Eindruck erwecken, als haben sie mit dem geistlichen Amt eine All-round-Kompetenz erhalten, die jede Weiterbildung überflüssig macht. Wer den Dialog mit der Welt aus Arroganz verweigert, wer aufhört zu lesen oder sich weiterzubilden, der kann in dieser schnelllebigen Welt nicht dialogfähig sein.

Das gilt in beide Richtungen: Gott und Welt. Wenn ich meine, mit einem tridentinischen Glaubens- und Gottesbild das dritte Jahrtausend bestehen zu können, komme ich nicht weit. Manchmal kommen wir im Dialog mit der Welt nicht weiter, weil wir von Gott zu eng denken. Das ist Flucht in den Fundamentalismus. Wer mit Gott in dieser Welt lebt, muss offen sein für seine immer neuen Möglichkeiten. Er muss auch damit leben, dass die Galiläis von heute nicht erst in 500 Jahren recht haben. Ich erwarte von meiner Kirche, dass sie in unserer Welt Gottesexpertin ist, die nicht nur Gott der Welt gegenüberstellt, sondern Gott in der Welt und in allem Geschaffenen entdeckt – auch in vielem, was sie durch historische Unwissenheit, vielleicht sogar gegen besseres Wissen ver-teufelt hat.

5. Sich in den gesellschaftlichen Dialog einmischen

Angesichts einer Welt und Gesellschaft, die sich nach langer gemeinsamer Tradition von der Kirche scheiden lässt und auch mit anderen Werte-Repräsentanten kokettiert, besteht eine Versuchung der Kirche darin, sich beleidigt in den Schmollwinkel zurückzuziehen. Sie ist nicht mehr die Diva, die Wahlhirtenbriefe schreibt, die der Politik das Handeln vorschreibt. Gott sei Dank! Sie muss sich im Dialog bewähren. Sie muss ihre Werte in das öffentliche Gespräch einbringen. Argumente zählen, nicht Amt und Würde. Der Beitrag der Kirchen zur europäischen Einheit richtet sich nicht auf die Wiederherstellung eines christlichen Europa, sondern auf die glaubwürdige Verkündigung des Evangeliums als Antwort auf die großen und fundamentalen Fragen, vor denen Europa steht. – so der Bischof von Rotterdam, Adriaan Herman van Luyn (Homeyer, 415). Der Schutz des ungeborenen Lebens etwa muss in solcher Verkündigung mühsam errungen werden. Wenn das Optimum nicht erreicht werden kann, ist darum zu ringen, was möglich ist. Dazu aber braucht es wiederum die oben genannte Kompetenz – und es braucht die Demut, Aussagen zurückzunehmen, die durch fehlende Kompetenz in bestimmten Zusammenhängen falsch gemacht wurden. Jacques Delors, der frühere Präsident der Europäischen Kommission schreibt: „Auch wenn in der Mehrheit der europäischen Staaten die Trennung von Kirche und Staat heute als anerkanntes Prinzip gilt und die Europäische Union sich diesem fest verpflichtet sieht, ist der Einfluss der Kirchen, vor allem das ihnen zu Grunde liegende Wertesystem, für die Europäische Union von größter Bedeutung. Dabei geht es nicht nur um die konstruktive Haltung der Kirchen zum europäischen Friedensprozess, sondern vor allem um den Einfluss der christlichen Ethik auf die Grundsätze der europäischen Einigung.“ (Homeyer, 390) Als solche Werte nennt er die

Unantastbarkeit der Würde des Menschen, den Sozialstaat, die soziale und territoriale Kohesion, die Solidarität, den Respekt vor der Schöpfung und den Schutz der Umwelt. (ebd. 394)

7. Aus der eigenen Mitte leben

Ich erinnere an die Europasynode. Unrecht hat sie ja nicht, wenn sie den Blick in die eigene Mitte lenkt. Der Altbischof von Innsbruck hat bei einem Vortrag vor einem halben Jahr für eine Kirche mit Zukunft folgende drei Kriterien angegeben: Die Welt braucht eine Kirche mit Weite, eine Kirche mit Tiefe und eine Kirche mit Herz (unveröffentlichtes Manuskript). Bei der Dimension der Tiefe griff er dabei ein Wort Karl Rahners auf: unsere Kirche müsse eine mystische Kirche sein – in dem Sinn, dass sie in der Nähe des Mysteriums und darum aus dem Mysterium lebt. Das Mysterium aber, aus dem wir leben, wird täglich in der Eucharistiefeier als Mysterium fidei proklamiert: „Das ist mein Leib, hingegeben für euch. Das ist mein Blut, vergossen für euch!“ Es ist das Mysterium der „kenosis“, der Erniedrigung „für uns Menschen und für unser Heil“. Ob es uns gelingt, diesem Mysterium im Jubiläumsjahr wieder näher zu rücken? Vielleicht, wenn wir eine Kirche der Kontemplation und der Sehnsucht sind.

Wie es gelingen kann, dazu ein abschließendes Leitbild: Franziskus, zu dessen Brüdern ich gehören darf:

Abschluss: Franziskus – der Anfänger

Franziskus hat keinen Orden gegründet. Er hat angefangen, das zu leben, was ihm wichtig war und was er begriffen hat. Wie? Er hörte in der kleinen Kirche San Damiano vor den Toren der Stadt Assisi die Stimme vom Kreuz: „Franziskus, stelle mein Haus wieder her, du siehst doch, wie es zerfällt.“ Das sah er tatsächlich – und fing mit dem Nächstliegenden an: Der Sohn des Tuchhändlers denkt da sofort an Geld. Er verkauft einen Stoffballen seines Vaters und gibt den Erlös dem Priester von San Damiano. Der mag sich nicht mit dem Vater Pietro Bernardona anlegen und verweigert die Annahme. Franziskus muss einen neuen Weg suchen: er schleppt Steine und mauert, renoviert die kleine Kirche – und nicht nur die. Während er das tut, begreift er, dass das Wort vom Kreuz noch anderes meint: Erneuere die Kirche aus lebendigen Steinen. Wieder fängt er mit dem Nächstliegenden an: bei sich selbst. Er lebt, was er begriffen hat. Immer wieder fängt er an: mit drei Schriftzitate als Anfang der Regel, mit dem Kleidertausch mit einem Armen, mit den waffenlosen Dialog mit dem muslimischen Sultan. Er bleibt ein Anfänger. Andere, denen Gleiches wichtig ist, schließen sich an. Kurz vor seinem Sterben sagt er seinen Brüdern: „Lasst uns anfangen, wir haben noch nichts getan!“